

Antonia Wesseling
Dark Venice. Silent Haze

ANTONIA
WESSELING

Dark
silent haze
Venice

Roman

Forever

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage Februar 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München

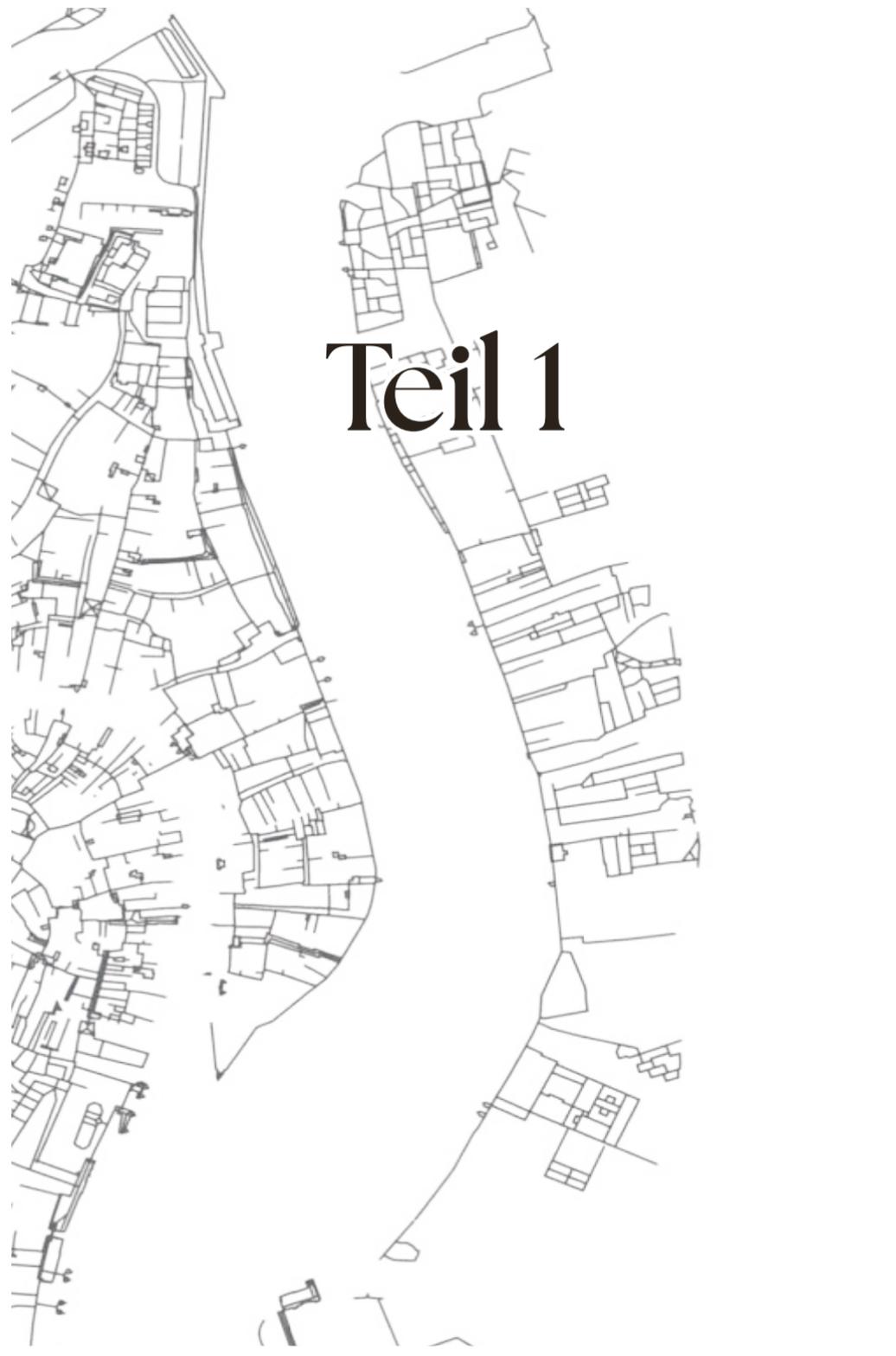
Titelabbildung: © FinePic®

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck- und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-95818-789-4

Für alle, die Merles und Matteos Geschichte bis
hierhin begleitet haben.

The image shows a detailed architectural floor plan of a large, elongated building complex. The plan is oriented vertically, with the main structure running from top to bottom. It features numerous rooms, corridors, and service areas, all drawn with clean black lines on a white background. The layout is complex and irregular, suggesting a multi-story or multi-winged structure. The text 'Teil 1' is centered over the middle of the plan.

Teil 1

I. Kapitel

Merle

Einstein hat gesagt, Zeit sei etwas Relatives. Und auch wenn Liebeskummer nur bedingt etwas mit der Relativitätstheorie zu tun hat, fühlt sich mein Leben wie ein empirischer Beweis an.

Es ist fünf Tage her, dass sich alles, was ich über die Liebe zu wissen glaubte, ein zweites Mal als Lüge herausstellte. Als ein vierminütiger Zeitraffer meine Welt auf Stopp setzte und ich wie im freien Fall fiel, fiel und fiel. Fünf Tage, in denen ich fiel und irgendwann anfang, mir zu wünschen, ich würde endlich aufschlagen. So fest aufschlagen, dass es vorbei wäre. Dass das Gedankenkarussell aufhörte und ich die tausend Fragezeichen loslassen könnte. Stattdessen ist es so, als käme jeden Tag ein neues dazu. Ein neuer Splitter, der sich von der Realität abschält und unter meine Haut sticht.

Das Zimmer auf der Intensivstation ist kalt und steril, das monotone Summen der medizinischen Geräte erfüllt die Luft. Die kahlen Wände sind von grellen Neonlichtern beleuchtet, die einen schattenhaften Glanz auf Tinos Gesicht werfen. Ich betrachte seine reglose Gestalt und frage mich, ob es die richtige Entscheidung war, herzukommen. Oder ob dieser Besuch hier nur ein nächster Splitter werden wird.

Eine Antwort auf all die quälenden Fragen kann Tino mir nicht geben. Nicht, solange das einzige Lebenszeichen von ihm ein schwaches Signal auf dem Computer ist. Ein Signal, das mich im-

mer wieder mit einem Gedanken konfrontiert: wie zerbrechlich das Leben ist ...

Nur wenige Zentimeter entfernt liegt ein junger Mensch, der die Verwirklichung all seiner Träume noch vor sich hatte, der hoffte, dem die Zukunft gehörte. Niemand kann mit Sicherheit sagen, ob er jemals wieder aufwachen, geschweige denn aufstehen und sprechen können wird.

Weil ein einziger Abend außer Kontrolle geraten ist. Noch immer kenne ich nur die Bilder, die aus den Videoaufnahmen stammen und vor vier Tagen dazu führten, dass die Jungs verhaftet wurden.

Leandro, Romeo. Und Matteo.

Ich rutsche von dem Stuhl, der schon vorher neben Valentinos Bett gestanden hat, und gehe ein paar Schritte durch das Zimmer. Die Sonne ist fast vollständig untergegangen, und die Stadt beginnt, mehr und mehr zu leuchten. In weniger als vier Wochen ist Weihnachten – für viele Menschen die schönste Zeit des Jahres. Doch mir kommt es so vor, als habe Venedig seinen Glanz verloren. Seine Magie. Das Gefühl, es könnte sich bei dieser sagenumwobenen Stadt um einen Ort handeln, an dem alles anders ist.

Ich trete vom Fenster weg und drehe mich wieder zu Tino ans Bett.

»Die Wahrheit wird eines Tages ans Licht kommen.«

Ich weiß nicht, ob er mich hören kann. Ich kann nicht einmal sagen, wer von uns beiden die Worte mehr hören *muss*. Er oder ich. Aber ich hoffe so sehr, dass ich recht habe.

Meine Gedanken werden jäh unterbrochen, als die Tür aufspringt und eine Schwester den Kopf hereinsteckt.

Erschrocken fahre ich herum. Adriano hat zwar gemeint, dass es in Ordnung sei, herzukommen, dass Tinos Familie sich über je-

den, der Anteil nimmt, freue ... Aber ob sie damit auch mich gemeint haben?

Ich spüre, wie sich mein Herz bei dieser stummen Frage schmerzhaft zusammenzieht.

»Oh, entschuldigen Sie! Guten Abend.« Die Krankenpflegerin lächelt freundlich. »Soll ich später wiederkommen?«

Perplex schüttle ich den Kopf. »Nein, nein. Ich ... ähm ... ich möchte keine Routinen stören oder so.«

»Das tun Sie nicht. Ich müsste nur kurz die Sondennahrung austauschen.« Sie deutet auf einen Beutel, der neben dem Computer an einer Metallangel hängt.

Ich schlucke, nicke dann. »Klar. Ich wollte ohnehin gerade gehen.«

»Sie sind Valentinos Cousine aus Belgien, oder?«

Die Frage der Pflegerin trifft mich so unerwartet, dass ich keine Zeit habe, über eine Antwort nachzudenken. »Die Cousine, ja.« Die Lüge rutscht mir so schnell über meine Lippen, dass ich nicht einmal blinzeln kann. Was tue ich hier? Ich fühle mich wie ein Eindringling in diese klinische Umgebung, in diese Situation, in die ich eigentlich nicht gehöre.

»Ahh! Ihre Tante hat schon erzählt, dass Sie zu Besuch in der Stadt sind. Sie dachte nur nicht, dass Sie es ins Krankenhaus schaffen würden. Ich bin Sarah.«

Tiefer. Ich stürze immer tiefer in den Abgrund, und mit allem, was ich sage, kann ich meine Lage nur noch verschlimmern. »Ich bin gerade erst angekommen und wollte gleich nach ihm sehen.«

Warum ich trotzdem nicht meine Klappe halte? Vielleicht sind es Schuldgefühle, die mich übermannen. Schuldgefühle, weil ich nicht hier sein sollte. Ich kann nicht mal sicher sagen, ob Tino wollen würde, dass ich ihn so sehe. Verletzlich und ausgeliefert.

Die Krankenpflegerin wirkt zufrieden mit meiner Antwort.

»Verstehe. Es tut mir leid, dass Sie unter diesen Umständen hierherkommen mussten. Tino braucht alle Unterstützung, die er bekommen kann. Sind Sie so lieb und halten das hier mal kurz?«

Sie drückt mir eine Flasche Sondennahrung in die Hand.

»Glauben Sie, dass er bald aufwacht?«

»Dazu kann ich nichts sagen. Wenn Sie mögen, kann ich sehen, ob ein behandelnder Arzt oder eine Ärztin Zeit für Sie findet. Signora Ferrari hat für die Familie eine Entbindung der Schweigepflicht unterzeichnet.«

Ferrari. Auch jetzt, Tage, nachdem ich Tinos Nachnamen erfahren habe, bleibe ich bei dessen Erwähnung kurz daran hängen. Valeria Ferrari gehörte die Pension, in der ich von Deutschland aus ein Zimmer gebucht hatte. Nachdem sich dieses Puzzlestück in meinem Kopf zusammengesetzt hatte, ergab das Verhalten der Jungs – damals bei meiner Ankunft in Venedig – endlich einen Sinn. Die Bedingung dafür, dass ich erst mal im Casa Nera bleiben durfte, lautete, dass ich mein Geld von der Pension Ferrari nicht zurückverlange.

»Schon okay. Ich werde meine Tante fragen.«

Die Pflegerin nickt. »Machen Sie das. Ich gehe davon aus, dass sie erst morgen wiederkommt. Die letzten Tage waren für Ihre ganze Familie ja noch mal eine zusätzliche Belastung.«

Ich brauche keine weiteren Informationen, um sichergehen zu können, dass sie von dem Auftauchen des Videos aus der Unfallnacht spricht.

»Wir geben unser Bestes.« Ob sie hören kann, dass meine Stimme kurz davor ist, zu brechen?

»Ich wünsche Ihnen allen von Herzen, dass diese jungen Männer zur Rechenschaft gezogen werden. Man mag sich ja gar nicht vorstellen, dass sie seine Freunde gewesen sind.« Während sie spricht, beginnt sie, mit geübten Bewegungen die Schläuche zu

entfernen. »Aber ich bin froh, dass die Wahrheit jetzt endlich ans Licht kommen wird. Wer weiß, was diese Jungen noch für Geheimnisse mit sich herumschleppen.«

»Ja.« Mehr bekomme ich nicht heraus. Meine Hände zittern vor Anspannung. Trotzdem kann ich den Blick nicht von der Prozedur abwenden. Es ist ein seltsames Gefühl, hier zu sitzen und zu beobachten, wie sie die neuen Schläuche anschließt. Zu intim. Zu persönlich.

Tino bekommt von alledem nichts mit. Er hat keine Ahnung, wie viele Menschen täglich um sein Leben bangen.

Als die Pflegerin mir die Sondennahrung aus der Hand nimmt, würde ich am liebsten fluchtartig von hier verschwinden. Doch weil ich nicht zu überstürzt wirken möchte, räuspere ich mich vorher leise.

»Ich würde dann jetzt gehen.« Noch während ich die Worte sage, frage ich mich, ob es seltsam wäre, mich nicht direkt bei Tino zu verabschieden. Würde seine Cousine so was machen? Wer ist diese Cousine überhaupt? Und wer war Tino, bevor er an diese Geräte angeschlossen wurde?

Welche Musik hat er gehört? Wie hat er seine Pasta am liebsten gegessen? Woran hat er geglaubt?

»Okay, dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Abend.« Die Antwort der Pflegerin dringt nur noch wie durch Watte zu mir hindurch. Hinter meinen Augen hat sich ein fürchterlicher Druck gebildet, und ich muss dringend hier raus. Denn auch wenn es in meiner Situation als Tinos Cousine kein bisschen ungewöhnlich wäre, jetzt zu weinen, will ich die Tränen nicht zulassen.

Nicht, solange ein Teil von mir nur um mich selbst weint. Um das, was ich verloren habe. Etwas, das von Anfang an auf Lügen aufgebaut war.

Als ich Tinos Zimmer verlasse, bleibe ich ein paar Sekunden

reglos im Flur der Intensivstation stehen. Mein Innerstes fühlt sich so taub an, dass ich mich frage, wie ich den Weg nach Hause in das Studentenwohnheim, in dem ich seit vier Wochen lebe, überhaupt schaffen soll.

Ich bin erst ein paar Meter gegangen, da höre ich, wie am Ende des kurzen Gangs die Fahrstuhltür aufspringt.

Instinktiv spannt sich mein ganzer Körper an. Doch meine Sorge, gesehen zu werden, ist vollkommen unbegründet. Die junge Frau hat den Kopf gesenkt und hält den Blick selbst beim Gehen ausschließlich auf ihre dunklen Sneakers gerichtet.

Sie ist ein Stück kleiner als ich, hat dunkles Haar und trägt eine Jogginghose, weshalb ich sie als Pflegerin kategorisch ausschließe.

Allerdings ist es schon fast sechs, und man sagte mir bei meiner Ankunft am Empfang, die Besuchszeiten seien eigentlich auf den Vor- und Nachmittag begrenzt, damit auf der Station gegen Abend Ruhe einkehre. Ich war davon ausgegangen, dass mein später Besuch so etwas wie eine Ausnahme sei.

Als die Frau und ich auf derselben Höhe sind und wortlos aneinander vorbeigehen, habe ich noch immer nicht ihr Gesicht gesehen. Trotzdem spüre ich die Gänsehaut überall.

Ein bisschen so, als wüsste ein Teil von mir längst, wer sie ist.

»Ahhh, wie schön! Ich habe Sie die letzten Male verpasst.« Vielleicht zucke ich deshalb nicht zusammen, als die Stimme der Pflegerin in meinem Rücken ertönt. Diesmal spricht sie allerdings nicht mit mir.

»Es gab zu viel zu verarbeiten.«

Chiara klingt jung. Jünger, als ich sie eingeschätzt habe. Vor ein paar Wochen, als ich sie mit Matteo in dieser Gasse gesehen habe, dachte ich noch, sie könnte etwas mit ihm am Laufen haben. Aus heutiger Sicht würde ich mir beinahe wünschen, es wäre tatsächlich so gewesen.

»Das würde jedem in Ihrer Situation so gehen.«

Die Worte erreichen mich gedämpft, aber ich kann den vertrauten Klang ihrer Unterhaltung hören. Chiara scheint eine enge Beziehung zu den Krankenhausmitarbeitern zu haben, was mich nach all den Monaten, die Tino schon hier ist, nicht überrascht.

»Ich habe gerade schon Ihrer Cousine gesagt, dass ich Ihnen und Ihrem Bruder endlich Gerechtigkeit wünsche.«

»Meiner Cousine?«

Fuck! Mein Herz macht einen kräftigen Sprung, und meine Hände zittern, als ich den Knopf des Fahrstuhls berühre. *Bitte, bitte komm endlich!*

»Ja, sicher. Ich habe mich gefreut, sie kennenzulernen.«

Die Hand noch immer auf den Drücker gelegt, schicke ich Stoßgebete in den Himmel. Ein bisschen so, als könnten meine Gedanken den Aufzug schneller machen.

»Meine Cousine aus Belgien? Oder reden Sie von Alexandra?«

»Wie meinen Sie? Sie sind sich eben doch noch im Flur begegnet.«

In dem Augenblick, in dem die Intensivschwester »Na, dahinten steht sie ja noch« sagt, dreht Chiara sich um, und ich glaube, dass es endlich so weit ist. Dass ich aufschlage und der quälende Fall vorbei ist.

Doch dem ist nicht so. Unsere Blicke treffen sich, und ich kann spüren, wie sich ein Schalter in ihr umlegt. Sie hat mich erkannt. Was danach in ihrem Gesicht steht, ist schwer zu deuten.

Überraschung. Unglaube. Vielleicht Wut.

»Oh, Ja, natürlich.«

Was tut sie da?

Der gottverdammte Fahrstuhl kommt endlich zum Stehen, und ich quetsche mich durch die sich öffnenden Türen hinein.

Ich lege die Hand auf mein rasendes Herz. Das war nicht nur

knapp, das war ... mehr als das. Chiara hat mich nicht aufliegen lassen, und ich habe absolut keine Ahnung, womit ich das verdient habe.

Habe ich mich geirrt, und sie hat mich doch nicht erkannt? Aber weshalb sollte sie eine Fremde schützen? Das ergibt keinen Sinn.

Als ich den Fahrstuhl verlasse, läuft im Eingang des Krankenhauses leise Musik. Es sind friedliche Töne, die das Gefühl der Schwere jedoch noch intensiver werden lassen. Dass Chiara die Verwechslung vor der Pflegerin nicht aufgeklärt hat, heißt noch lange nicht, dass sie es vor ihrer Familie oder spätestens im Gericht nicht doch noch tun wird. Dann könnte es nicht nur unangenehm für mich, sondern auch schwieriger für Matteo werden.

Ich trete hinaus ins Freie und werde von frischer Luft empfangen. Es ist, als könnte ich förmlich spüren, wie sie meinen Verstand flutet.

Hör auf, an ihn zu denken, Merle! Es ist nicht mehr deine Aufgabe, für ihn zu sorgen, geschweige denn, ihn zu verteidigen.

Das Einzige, was ich tun kann, ist, endlich zu versuchen, damit abzuschließen. Wie schwer kann das schon sein? Schließlich hat es den Matteo, den ich geliebt habe, praktisch nie gegeben.

2. Kapitel

Matteo

Ich starre auf die kalte graue Decke über mir und versuche, mich auf etwas anderes zu konzentrieren als die Stille. Auf etwas anderes: zum Beispiel auf meinen Herzschlag oder meinen Atem. Das Rauschen meines eigenen Blutes.

Doch nichts davon kommt gegen die Stille an. Die Stille, das große Nichts, das meinen Verstand zuerst nur angegagt hat und nun immer weiter auffrisst.

Hätte man mich vor fünf Tagen gefragt, was das Schlimmste daran ist, hier zu sein, wäre mir der Freiheitsentzug als Erstes eingefallen. Ich habe gedacht, die größte Herausforderung wäre es, nicht mehr wirklich rauszukommen. Sich so zu fühlen, als würde die ganze Welt um einen herum schrumpfen, die Zelle von Tag zu Tag kleiner werden. Kleiner und enger, weil die Leere mehr Platz einnimmt. Heute weiß ich, dass es etwas gibt, was noch schlimmer als das ist. Es ist die Tatsache, nicht mehr zu wissen, wann man das letzte Mal mehr als drei Sätze mit jemandem gesprochen hat.

Die Gespräche mit den Vollzugsbeamten sind auf das Nötigste beschränkt. Zugegeben, ich habe mich auch kein bisschen um Kontakt bemüht. Die Blicke, mit denen sie mich ansehen, sind Aussage genug. Es ist, als könnte ich es ihnen von der Stirn ablesen. Irgendwas zwischen »davon habe ich doch in der Zeitung gelesen« und der Frage, welcher Umstand mich zu einem beschisse-

nen Freund gemacht hat. »Oder bist du schon so beschissen auf die Welt gekommen?«

Auf Letzteres habe ich leider selbst noch keine Antwort, und ich wüsste gern, ob es den anderen auch so geht.

Es ist jetzt fünf Tage her, dass ich sie das letzte Mal gesehen habe. Am Morgen nach dem Filmfestival hat die Polizei uns verhaftet und Leandro, Romeo und mich getrennt voneinander verhört.

Anfangs glaubte ich, die Einzelhaft sei nur vorübergehend, doch ziemlich schnell hieß es, der Kontakt unter uns sei streng unterbunden, um Absprachen zu verhindern.

»Sie haben Besuch. Möchten Sie denjenigen empfangen?«

Da ist sie wieder. Wie jedes Mal überrollt H. mich mit einer Wucht, die ich nicht habe kommen sehen.

»Ja, bitte«, krächze ich. So klingt meine Stimme also, wenn ich zwei Tage lang nichts außer »Danke für das Essen!« oder »Wie spät ist es?« gesagt habe.

Das Knarzen des beiseitegeschobenen Riegels ist mir schon schrecklich vertraut. Streng genommen bin ich wie ein Tier, das knurrend und scharrend darauf wartet, aus dem Zwinger gelassen zu werden. Nur, dass ich weder knurre noch scharre. Stattdessen frage ich mich, ob man nach fünf Tagen schon von einer Konditionierung sprechen kann. Vielleicht beginnen jetzt gerade irgendwelche Nervenzellen zu arbeiten, und in meinem Gehirn werden Neurotransmitter freigesetzt. Kurz gesagt: Ein einzelnes kurzes Knarzen gibt mir den Kick.

Das meine ich, wenn ich sage, die eigene Welt zieht sich auf die Größe einer winzigen Marmor zusammen.

»Sie haben zwanzig Minuten. Ihre Besucherzeit ist danach für die ganze Woche aufgebraucht«, erklärt die Beamtin, die mich herauslässt, ohne das Gesicht zu verziehen.

Zwanzig Minuten sind nicht viel, doch ich versuche nicht einmal zu verhandeln. Zum einen, weil ich mir keine großen Chancen ausrechne, zum anderen, weil ich viel zu sehr damit beschäftigt bin, H. zu ignorieren.

»Wissen Sie, wer es ist?« In meiner Stimmung schwingt viel zu viel von ihr mit. Von ihr, die ich doch eigentlich schon am zweiten Tag vergraben habe. Ich habe seitdem angefangen, sie nur noch H. zu nennen, mir den vollen Namen »Hoffnung« schlichtweg zu verbieten.

Kein einziges Mal habe ich es bisher geschafft, sie zu bändigen. Nein, im Gegenteil, jedes Mal, nachdem ich festgestellt habe, dass es nicht Merle ist, die im Besucherzimmer auf mich wartet, ist H. nur noch gnadenloser über mir zerbrochen.

Doch kein einziges Mal hat es mich am Abend davon abgehalten, im Kopf weiter Scrabble zu spielen. Ich setze meine Worte jeden Tag neu zusammen. Verwerfe sie und beginne von vorn. Ein bisschen so, als würde ein naiver Anteil in mir glauben, es gäbe ihn. Den richtigen Satz. Die richtige Aneinanderreihung von Buchstaben, die alles erklärt.

»Nein, keine Ahnung. Die Zeitbegrenzung zählt aber für jeden, mit Ausnahme Ihres Anwalts.«

Als wäre mir das nicht längst bewusst. Ich folge der Beamtin in den stickigen Besucherraum, während mein Herz immer hartnäckiger gegen die Brust hämmert. Der Gedanke an Merle, an ihr Lächeln und ihre Berührungen ist gleichermaßen Qual wie auch Halt, der mich durch die endlos scheinenden Tage in dieser Zelle getragen hat.

Als die Tür zum Besucherraum aufgeht, ist die Enttäuschung fast körperlich spürbar. Es ist nicht Merle, die dort auf der anderen Seite eines Tisches wartet, sondern Diego, der sich erst in meine Richtung dreht, als ich mich setze.

Ich versuche, die Kontrolle über meine Gesichtszüge zu behalten. Mir nicht anmerken zu lassen, wie sehr ich innerlich zu zerbrechen drohe.

»Hey«, presse ich hervor. Es ist das erste Mal, dass er mich besucht, und mir fällt nichts Besseres als »Hey« ein?

»Es tut mir leid, dass ich erst jetzt hier bin.«

Mit einer einfachen Handbewegung bringe ich ihn zum Schweigen. »Ist eben kein Ort, an dem man gern seine Freunde trifft.«

»Sie haben mich nicht gleich zu euch gelassen. Ich wurde erst einmal selbst verhört.«

»Wir haben versucht, dich aus der Sache herauszuhalten.«

»Ich weiß.« Diegos Kiefermuskulatur ist angespannt, und allgemein wirkt es so, als wäre er auf dem Sprung. »Ich habe mich von eurem Anwalt auf dem Laufenden halten lassen.«

»Okay.« Dafür, dass ich mich so dringend nach einem Kontakt gesehnt habe, verläuft diese Unterhaltung eher schleppend. »Dann hat er mir den ganzen spannenden Gesprächsstoff ja schon vorweggenommen.« Falls das ein Versuch sein sollte, die Situation zu lockern, war er vergebens. Ich schaffe es nicht einmal selbst, mir ein Lächeln abzurufen.

»Sie werden die Anhörungen frühestmöglich ansetzen wollen.« Als ich nicht darauf reagiere, schiebt Diego ein »Das ist etwas Gutes« hinterher. »Die Untersuchungshaft dauert also nicht ewig.«

»Du meinst, wenn wir Glück haben, gibt es unter dem Weihnachtsbaum bereits eine Anklage?«

»Ich verstehe, dass du Schiss hast. Mir würde es in deiner Situation genauso gehen.«

»Du bist aber nicht in meiner Situation«, entfährt es mir anscheinend so laut, dass wir die Aufmerksamkeit des Aufsehers unfreiwillig auf uns ziehen.

»Halt die Luft an, Matteo. Sie können dich jederzeit wieder zurück in die Zelle bringen«, raunt Diego und nickt beschwichtigend in Richtung des Wächters.

Ich bin ungerecht. Das weiß ich. Diego kann nichts dafür, dass wir hier gelandet sind. Ganz im Gegenteil, er ist es gewesen, der uns in besagter Nacht beschworen hat, die Nerven zu behalten.

»Ich habe versprochen, dass ich euch hier raushole. Mit allen Mitteln, die mir zur Verfügung stehen. Dein Vater war hier, oder?«

Ich nicke. »Zweimal schon.« Wir haben kaum gesprochen.

»Er hat angeboten, etwas zu den Anwaltskosten beizusteuern«, erklärt Diego. »Ich habe abgelehnt.«

»Du musst das nicht tun.« Ich klinge schwach. Kein Wunder. Mein Vater könnte die Kosten für den juristischen Beistand niemals vollständig übernehmen. Jedenfalls nicht, ohne das Restaurant in Schwierigkeiten zu bringen. Und doch fühlt es sich beschissen an, auf die Hilfe eines Freundes angewiesen zu sein.

»Leandro ist mein Cousin. Er und Giulia sind der Grund, weshalb ich nach dem Tod meiner Familie damals nicht komplett abgestürzt bin. Ich würde alles tun, um ihn zu schützen. Und das Gleiche gilt auch für Romeo und dich. Avvocato Esposito vertritt euch also alle gemeinsam.«

»Danke.« Ich verspreche ihm nicht, das Geld zurückzuzahlen. Nicht, solange ich nicht sicher sein kann, dieses Versprechen halten zu können. »Wie geht es Giulia?« Ich fahre mit dem Blick durch den Raum, als wüsste ich nicht genau, dass die einzige Uhr seit dem ersten Tag auf halb sechs stehen geblieben ist. Bisher hat sich niemand die Mühe gemacht, die Batterie auszutauschen.

»Den Umständen entsprechend. Sie schläft viel.«

»Und sonst?« *Hör auf, in deine beschissene Wunde zu stechen*, mahnt mein letztes bisschen Selbsterhaltungstrieb.

Diego zögert. Wir tänzeln um den offensichtlichen Elefanten

im Raum. »Sie hat die Familie besucht. Meine Tante und mein Onkel brauchen sie.«

Das kann ich mir vorstellen. »Wie ist das Wetter draußen?« Mein Blick bleibt einen Moment zu lang an dem dämmerigen Abendhimmel hängen, den ich durch die Gitterstäbe erkennen kann.

»Du weißt schon, dass du einmal am Tag hinausgehen darfst?«

»Ich bin kein Welp, den man zum Pinkeln fünf Minuten vor die Tür setzen kann.«

»Du solltest die Kompromisse der Staatsanwaltschaft, die der Avvocato für uns verhandelt, nicht komplett in den Wind schießen.«

»Sag mir bitte nicht, wie ich meinen Alltag im Knast verbringen soll.«

»Ich meine es nur gut. Wenn du nicht willst, dass dein Leben vollkommen im Arsch ist, wenn du hier rauskommst, versuch, einen kühlen Kopf zu bewahren.«

»Danke für den Tipp. Ich werde ihn als Wandposter über mein Bett hängen.« Unruhig wippe ich mit dem Bein. Kurz bevor Diego hier aufgetaucht ist, habe ich mir nichts Schöneres vorstellen können, als ein vertrautes Gesicht zu sehen. Jetzt ertappe ich mich plötzlich bei dem Wunsch, allein zu sein. Allein mit der unausgesprochenen Frage.

»Die zwanzig Minuten sind um.« Als hätte der Vollzugsbeamte meine Gedanken gelesen, nähert er sich mit dunkler Miene unserem Tisch. »Sie müssen zurück. Tut mir leid.«

Anders als mein Vater versucht Diego nicht, mehr Zeit rauszuhandeln. Vielleicht weil er das juristische Vorgehen kennt, vielleicht lasse ich ihn aber auch die Enttäuschung zu sehr spüren, und er ist froh, das Treffen hinter sich gebracht zu haben.

»Ich komme bald wieder. Gib Avvocato Esposito Bescheid, wenn du etwas brauchst oder wir etwas tun können.«

Ich nicke, dabei wage ich zu bezweifeln, dass der Anwalt oder auch Diego in der Lage ist, Wunder zu verbringen. »Das werde ich. Mach's gut.«

Bevor der Beamte Anstalten macht, mich zu ermahnen, stehe ich auf. Ich versuche, nicht an das Gefühl zu denken, das sich in mir ausbreiten wird, sobald ich zurück in der Zelle bin. Sobald ich die Maske absetze und H. ein weiteres Mal in sich zusammenfällt.

»Matteo?«

Reflexartig drehe ich mich noch einmal zu Diego um.

»Mach dir nicht zu viele Hoffnungen. Wir haben nichts mehr von *ihr* gehört. Ich denke nicht, dass sie herkommen wird.«

3. Kapitel

Merle

Mein Besuch im Krankenhaus ist jetzt knapp vierundzwanzig Stunden her, und bislang hat sich wegen meiner Lüge im Krankenhaus noch niemand bei mir gemeldet. Ich versuche, das als gutes Zeichen zu werten, wobei ich natürlich keine Ahnung habe, was noch auf mich zukommt. Ich hätte mich niemals als Valentinos Cousine ausgeben dürfen. Mein Smartphone vibriert, und ich werfe einen kurzen Blick auf das Display.

Isabella: *Bin in der Bib. Wenn du willst, können wir gleich einen Kaffee trinken. Hast du Lust?*

Seufzend entriegle ich den Bildschirm und tippe zurück.

Merle: *Muss gleich los zur Arbeit. Morgen vielleicht?*

Ohne eine Antwort abzuwarten, verstaue ich das Telefon in meiner Tasche und schlüpfte in den roten Uni-Hoodie, den Adriano mir schon vor Wochen aufgequatscht hat. Damals, als die Welt noch eine andere war. Dafür, dass ich mir sicher war, die vierzig Euro würden sich niemals auszahlen, trage ich ihn aktuell ganz schön oft. Passend zu meiner Stimmung ist das Wetter in den letz-

ten Tagen umgeschlagen. Zwar ist es nicht so kalt wie in Deutschland, aber wir haben eben auch keine Sommertemperaturen mehr, und meine Schicht geht samstags häufig bis in die frühe Nacht hinein.

Ich schlucke den dicken Kloß in meinem Hals hinunter und verlasse das Studentenwohnheim, ohne auch nur eine Sekunde anzuhalten. *Weiter und nicht denken* ist das einzige Motto, das sich in letzter Zeit für mich bewährt hat. Würde ich mich nicht ständig zwingen, nach vorn zu sehen, läge ich von früh bis spät auf meinem Bett und würde mich selbst bemitleiden.

Entlang der Promenade sind die Straßenlaternen und Brückengeländer mit Lichterketten geschmückt, die in den frühen Abendstunden ein warmes, einladendes Leuchten verbreiten. Aus den Bistros kommt der Geruch von Glühwein. Gelegentlich hört man auch die erste Weihnachtsmusik. Während sich die Welt auf das Fest der Liebe vorbereitet, herrscht in mir eine schmerzhaftes Einsamkeit.

»Komm erst mal rein und setz dich, Liebes!« Natalie empfängt mich, als ich die Türschwelle zum Restaurant *Prezioso* erreiche.

Das hat sie die letzten Male genauso gemacht. Egal, wie belegt die Tische sind, sie bringt mir erst mal einen Tee oder eine heiße Schokolade mit Haferkekzen.

Wenn man bedenkt, dass sie und Matteos Vater erst von unserer Beziehung erfahren haben, als diese quasi zerbrochen war, ist es schräg, wie sehr diese Menschen zu einer Art Ersatzfamilie für mich geworden sind.

»Schon in Ordnung. Ich bin zum Arbeiten hier«, erinnere ich Natalie auch diesmal, als sie mich in den kleinen Raum neben der Küche führt. Abgesehen von einem Tisch, der meistens zugestellt ist, werden hier hauptsächlich Vorräte gelagert. Heute stapeln sich außerdem einige Kisten mit Weihnachtsdeko.

»Irgendjemand muss das ja übernehmen ...«, murmelt Natalie, als sie meinen Blick bemerkt.

Ich nicke verständnisvoll. »Wenn ich helfen kann ...« Noch nie in meinem ganzen Leben war mir so wenig nach Weihnachten zumute.

»Du hilfst mir am meisten, wenn du auf dich selbst achtest. Die Gäste laufen so schnell nicht weg. Hast du schon gegessen?« Ich spüre ihren sorgenvollen Blick so intensiv auf mir, dass ich verlegen den Kopf schüttele. Obwohl ich kein bisschen Appetit verspüre, wird es mir guttun, eine Kleinigkeit zu mir zu nehmen. »Aber wirklich nichts Großes. Ich will keine Umstände machen.«

»Die hast du noch nie gemacht. Ganz im Gegenteil, du weißt hoffentlich, dass du immer herzlich willkommen bist. Auch nach Feierabend!«

»Das ist sehr lieb von dir.« Ich schlucke das *Aber* gerade noch rechtzeitig hinunter. Es gibt kaum etwas, das ich weniger tun möchte, als über Matteo zu sprechen. Darüber, dass dieser Ort, das Restaurant seiner Familie, mit Schmerz verbunden ist. Ich sehe überall irgendwelche Erinnerungen. Selbst auf der Toilette fühle ich mich zurückversetzt in den Moment, in dem Matteo mit diesen Theaterkarten aufgetaucht ist und ich mal wieder ins Wanken geriet, was meine Gefühle ihm gegenüber anging.

Als Natalie mit einer Schale Suppe aus der Küche zurückkommt, platzt es förmlich aus ihr heraus: »Bist du nicht schrecklich allein in diesem Wohnheim? Ich habe mit Cristiano noch mal gesprochen. Wenn du willst, könntest du vorübergehend auch hier einziehen. Vollkommen klar, dass Matteos Zimmer für dich nicht infrage kommt. Emilia würde sicher tauschen.«

»Das ist nicht notwendig. Das Wohnheim ist absolut okay.« Jedenfalls dann, wenn man darüber hinwegsieht, dass ich selbst zum Duschen gezwungen bin, aus meinem Zimmer und damit unter

Leute zu gehen. Leute, die kein Problem damit haben, mich von der Seite anzuglotzen oder sogar zu tuscheln. Aber hey, selbst an diesen Umstand gewöhnt man sich irgendwann.

»Na schön. Solange ich dich zumindest hier ein bisschen verwöhnen darf, gebe ich mich geschlagen.«

»Ihr seid mir nichts schuldig.« Ich verbrenne mich beinahe an der heißen Suppe.

»Oh, Merle, niemand hat gesagt, dass ich aus Schuldgefühlen für dich da sein will. So darfst du nicht denken.« Sie legt ihre Hand auf meinen Unterarm und streicht sanft über den Stoff des Sweatshirts.

»Ich wollte es nur noch mal erwähnen.«

»Und ich will es nicht noch mal hören.«

»Ich war gestern im Krankenhaus.« Mein Themenwechsel kommt so abrupt, dass ich selbst überrascht bin. Eigentlich hatte ich nicht vor, mit irgendwem über den Besuch bei Valentino zu sprechen.

»Und? Wie geht es dir damit?«

»Gemessen daran, dass ich nicht im Koma liege, ziemlich gut«, entfährt es mir ungewollt schnippisch.

»Entschuldige. Das hätte ich natürlich auch noch gefragt.«

»Alles gut. Ich bin gerade zu sensibel für diese Welt. Aber um deine Frage zu beantworten: Ich denke, ich hätte es besser lassen sollen.«

In wenigen Worten fasse ich Natalie den Besuch zusammen und berichte auch von der Begegnung mit Chiara.

»Seltsam. Hmmm. Ich kenne sie nicht gut genug, um ihre Absicht einschätzen zu können, aber wenn du willst, werde ich Cristiano bitten, den Anwalt zu informieren. Es sei denn, du hast vor, mit ihm selbst zu sprechen?«

Ich schüttle schnell den Kopf. »Nein.« Schon wieder klinge ich

härter, als ich es geplant habe. Natalie kann nichts dazu. »Ich meine, nein, das habe ich nicht vor.«

Ich habe den Anwalt, den Diego für die Jungs engagiert hat, noch nicht kennengelernt. Am Abend des Filmfestivals ging alles ziemlich schnell. Jemand hat die Polizei gerufen, die die Menge schließlich auflösen musste. Wer weiß, wie das Chaos sonst beendet wäre ...

Ich habe so gezittert, dass Isabella mich ins Wohnheim gebracht, mein Handy ausgestellt und Matteos Anrufe weggedrückt hat. Von ihr habe ich erfahren, dass die Jungs am nächsten Morgen verhaftet wurden.

Allein daran zu denken sorgt dafür, dass ich mich zentnerschwer fühle. »Es tut mir leid. Ich weiß, dass ihr euch wünschen würdet, ich könnte ihm das einfach so verzeihen.«

»Das stimmt nicht.« Natalie und ich fahren gleichermaßen herum, als Matteos Vater das Zimmer betritt.

Cristiano sieht müde aus, *richtig* müde. Es würde mich nicht überraschen, wenn er seit Tagen nicht geschlafen hätte.

»Erschreck uns doch nicht so!«, mahnt Natalie und sieht zwischen mir und ihrem Mann hin und her. »Wo warst du eigentlich?«

»Spazieren.«

»Jetzt? Das Restaurant wird immer voller, und Silvio kann doch nicht alles allein machen.«

Ohne auf Natalies Worte einzugehen, schlurft er an uns vorbei, nimmt sich ein Bier aus dem Kühlschrank und öffnet den Deckel mit den Zähnen. »Was du sagst, stimmt nicht, Merle.« Schließlich sieht er in meine Richtung. »Niemand erwartet irgendetwas von dir.«

Natalie nickt langsam und dreht ihren Kopf wieder in meine Richtung. »Tu das, was für dich und dein Herz am allerbesten ist. Wir respektieren dich und unterstützen deine Entscheidungen.«

»Danke«, sage ich so leise, dass es auch als Flüstern durchgehen würde. Es rührt mich sehr, wie viel Verständnis die beiden für meine Gefühle zeigen.

»Hast du schon ein Datum für deine Aussage bekommen?«

»Jetzt lass doch gut sein, Cristiano. Sie hat doch gerade gesagt ...«

»Schon okay«, unterbreche ich Natalie. »Übermorgen.«

Die ganzen letzten Tage habe ich versucht, den Gedanken an diesen Termin zu verdrängen, denn allein die Vorstellung, mit Tausenden Fragen zu Matteo durchlöchert zu werden, macht, dass sich alles in mir zusammenzieht.

Cristiano holt tief Luft. »Wenn du willst, dass dich jemand von uns begleitet, dann gib Bescheid, in Ordnung? Bitte versteh das nicht falsch. Keiner möchte dich bei irgendetwas beeinflussen.«

»Das weiß ich. Danke für das Angebot.« Lächelnd greife ich nach der leeren Suppenschale. Als Natalie mir zuvorkommen will, gebe ich nicht nach. »Zeit, mit der Arbeit anzufangen.«

...

Die nächsten sechs Stunden vergehen, ohne dass ich eine Pause einlege. Erstens bin ich zu beschäftigt, um mich zu fragen, ob ich zumindest mal kurz auf die Toilette muss, und zweitens gibt es einen Anteil in mir, der sich selbst etwas beweisen will.

Nein, nicht nur mir selbst. Ich funktioniere, weil ich allen um mich herum das Gefühl geben will, okay zu sein. Ich bin belastbarer, als die anderen denken. Als *ich* denke. Als ich mir ein Pflaster auf die brennende Ferse klebe, stelle ich schockiert fest, dass der Schmerz etwas Befreiendes hat. Solange ich mich auf die eine Wunde konzentriere, bin ich gezwungen, für ein paar Momente nicht an die andere zu denken.

Es ist kurz nach Mitternacht, als ich die letzten Gläser von den Tischen räume und kurz danach das Restaurant verlasse. Normalerweise macht mir die späte Uhrzeit nichts aus. Venedig hatte in den ersten Monaten etwas Beruhigendes. Etwas beinahe Unschuldiges. Doch seit ich das Video aus jener Novembernacht vor einem Jahr gesehen habe, erinnert mich das Wasser an schwarzes Pech.

Als ich ein dunkles Lachen höre, glaube ich für einen Moment, es mir nur eingebildet zu haben. Fehlt nur noch, dass aus der Lagune eine Hand emporsteigt und nach mir zu greifen versucht.

Ich habe den Verstand verloren.

Deshalb fühlt sich meine Fantasie so real an. Es ist beinahe ironisch, dass mein erster Impuls, als ich die Gruppe junger Männer sehe, ein erleichtertes Ausatmen ist.

Ich bin nicht verrückt. Sie existieren tatsächlich. Sie sind zu dritt. Und sie kommen mir entgegen.

Instinktiv beschleunige ich meine Schritte, halte den Blick gesenkt.

Das ist ganz normal, versuche ich mich zu beruhigen. Wahrscheinlich haben sie hier etwas getrunken und sind auf dem Heimweg – so wie ich. Trotzdem: Jede Faser meines Körpers schreit danach, umzudrehen. Zurück zum Restaurant zu laufen.

»Du steigerst dich da rein«, murmele ich leise und zwingte mich weiterzulaufen. Als wir auf einer Höhe sind, schaue ich stur nach vorn ... bis sie vorbei sind.

Ich werfe einen vorsichtigen Blick über die Schulter und stelle erleichtert fest, dass ihre Silhouetten bereits von der Dunkelheit verschluckt wurden.

Siehst du, Merle? Du bildest dir an jeder Ecke neue Gefahren ein.

Ehe ich mich erneut in meine Angst reinsteigern kann, habe ich die Nummer meiner Cousine gewählt. Olivia ist sofort dran und scheint nicht einmal überrascht, dass ich sie so spät anrufe.

»Störe ich?«, frage ich trotzdem, obgleich ich weiß, dass sie selbst dann für mich da wäre, wenn Beyoncé persönlich auf sie warten würde.

»Blödsinn. Bist du bald da, oder lohnt es sich noch, eine Gesichtsmaske aufzulegen?« Ich höre, wie es im Hintergrund raschelt. Wahrscheinlich ist meine Cousine gerade im Badezimmer. Ich sehe sie vor mir in ihrem pinken Schlafanzug, den sie von mir bekommen hat. Ich habe ihrer Tochter Josefine letztes Jahr zu Weihnachten den gleichen geschenkt, sodass sie die Dinger im niedlichen Partnerlook tragen können. Gott, wie ich die beiden vermissee.

»Bin gerade erst los.«

»Ich habe gehofft, dass du das sagst. Dein Anruf ist die beste Me-Time.« Obwohl ich weiß, dass Livi das nur sagt, weil sie mir kein schlechtes Gewissen machen möchte, muss ich lächeln. »Ich vermissee dich!« Während ich die Worte ausspreche, regt sich zum ersten Mal seit Tagen etwas in meinem Trümmerherz.

»Und ich dich erst.« Es entsteht eine kurze Pause, in der niemand von uns etwas sagt.

Ich will Livi gerade bitten, einfach weiterzusprechen. Mir irgendetwas aus ihrem Alltag zu erzählen, da setzt sie von selbst an: »Merchen, weißt du, was ich mir überlegt habe? Robert sucht doch noch Praktikanten in seiner Firma. Die Stelle wird bezahlt.«

»Aha?« In mir steigt eine Ahnung auf, die sich im nächsten Moment bereits bestätigt.

»Ich weiß, es ist erst mal nicht das, was du machen willst. Aber wenn Robert dich einstellt, könntest du auch jetzt schon nach Hause kommen, dein eigenes Geld verdienen und quasi direkt ausziehen.«

Sofort spüre ich wieder den dicken Kloß in meinem Hals. Er breitet sich jedes Mal dort aus, wenn Livi mit mir über den Ab-

bruch meines Auslandssemesters sprechen möchte. »Das ist echt lieb. Wirklich.«

»Kommt jetzt ein Aber?«

»Aber ich bin immer noch nicht sicher, ob ich schon bereit bin zu gehen.«

»Worauf willst du warten? Bis eine Erklärung vom Himmel fällt, in der Matteo seinen Freund nicht hat ertrinken lassen und dir gegenüber gelogen hat?« Kurz ist es still zwischen uns. »Sorry. Das wollte ich nicht ...«

»Schon okay. Lass uns über etwas anderes sprechen, ja?«

Etwas knackt. Vielleicht ist es die Verbindung. Vielleicht aber auch mein Herz, das ein weiteres Mal bricht.